

langes Leben an sich vorüberziehen. Ein kräftiger Mann, choleric und wild, beschließt den Zug. Er ballt in ohnmächtiger Wuth die Fäuste, und sein männliches offenes Antlitz drückt Haß und Troz aus. Die rührendste Gestalt ist die eines Jünglings, der den Kopf wehmüthig gesenkt, mit leisehwanfenden Schritten wie traumbevangen hinschreitet. Er hat die Hand erhoben, als wolle er dem Leben, dem herrlichen Dasein ein letztes Lebewohl zu. Wie die Griechen in Troz, so hat Rodin in dieser zarten Gestalt den milden Tod verkörpert. . . .

Von Canova zu Rodin — welche ein Weg! Wie leer an Wahrheit und Empfindung ist auch die Bildhauerei des 18. Jahrhunderts! Die Porträtbüsten allein retteten diese Kunst. Wie recht hatte Stendhal, als er 1817 in seiner „Geschichte der Malerei Italiens“ folgenden Satz schrieb: „Seit zwei Jahrhunderten bereits wird durch eine höfliche Banalität jede wahre Leidenschaft verbannt; und indem man diese starken Gefühle systematisch unterdrückte, vernichtete man sie überhaupt. Das 19. Jahrhundert wird ihnen wieder zu Recht verhehlen. Wenn uns dann ein Michel-Angelo wiederkersünde in diesen Tagen der Aufklärung, was könnte er erreichen!! Welche Fluth neuer Sensationen, unbekannter Genüsse könnte er ergießen auf eine Generation, die durch die Lectüre von Romanen, durch den Besuch der Theater so aufnahmefähig geworden ist. Vielleicht würde dieser Künstler eine moderne Sculptur schaffen, welche alle Leidenschaften, alle Seelenregungen unmittelbar darzustellen vermöchte.“ Nun, Stendhal sagte stets, seine Aussprüche wurden erst im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts verstanden werden. Wer Rodins Werke gesehen, muß ihm Recht geben. B. Zuckerkandl.

Die Schliersee'r.

Wenn der Zug München gegen Holzkirchen verläßt, geht es wohl erst eine Zeit recht träge, unlustig und trüb dahin. Aber bald nahen Berge, Bäche rieseln vertraulich heran und ein heiterer Wechsel von Hügel und Thal, Wiese und Wald, Wasser und Stein wird unvermuthet lebendig; die Luft weht heller, die Stengel der Pflanzen scheinen feiner, so geschmeidig und so schlank, alle Farben schwellen inniger an und siehe, am Ende der Strecke winkt die lieblichste Landschaft: ein winziger See, mehr wie ein Teich, leicht in leisestem Hauche sich kräuselnd, zwischen milden und gelinden Höhen ins Grüne gebettet, das hier saftiger, dort zärtlicher wird und unter dem schwarzen Rande der Wälder nur desto sanfter scheint, und rings in still vergnügtem Thale tummeln sich lichte Häuschen, bunte Hütten, mit Spizen und Zacken, geschmückt und bemalt, Sprüche hier und Blumen dort, strahlend und so fauber, als ob sie gleich zum Tanze antreten wollten. Eine liebe Unschuld liegt auf dieser sicheren Erde von Schliersee.

Bequemes Leben ist rings. Behagen gebehrt hier. Alles hat Fülle. Diese Leute, klein, aber sehnig, von munteren und listigen Mienen und bedächtigt stult, die Frauen runder und breite, als daß man sie schön nennen dürfte, aber die Männer led und gewichtig behende — diese Leute sind nicht reich, aber es wird ihnen nicht schwer. Mühen scheuen sie nicht, Nöthen tragen die Sorgen weg und wenn sie heimlich die Angel werfen oder draußen lauschen, bis abends das Wild an die Straße geht, oder bei Gefängen mit Tänzen und mit Poffen sind, dann möchten sie doch um keinen Preis tauschen. So folgen muntere Abende auf behagliche Tage, jede Arbeit wird zum Fest und unverzagt, getroffen, ja fröhlichen Betragens, sich mit Anstand nach ihrer Laune gehen lassend und durch jede Geste, jede Rede ein unanfechtbar glückliches Gemüth betheuernd, leben sie in stiller Seligkeit dahin.

Diese herzliche Lust am Leben, die auf allen Wangen zu gewahren, aus allen Stimmen zu vernehmen ist, läßt die Menschen hier Schauspieler werden. Sie haben das Leben so unbändig gern, daß sie nicht ermüden, es sich immer wieder zu zeigen, wie schön es ist, nachzuahmen, um es besser auszufolgen, unablässig hin und her seine heitere Pracht zu wenden, wie ein Kind sein Spielzeug in die Sonne hält. So wird ihnen alles zum Spiele: aus jedem Geschäft springt gleich ein Lied auf, wie von selber binden sich die Worte zu Versen, ob der Hochzeiter die Gäste grüßt oder beim Haberfeldtreiben, diesem seltsamen Nest von Behme, der Vertraute die Lektionen austheilt, und alle Tänze sind kleine Dramen, Verkündigungen der täglichen Arbeit, wie denn der Schuhplattler bald die Berrichtungen des Schusters, bald die Pantierungen des Metzgers in Rhythmen, aus dem Beschwerlichen ins Erfreuliche bringt. So darf es nicht wundern, daß das Theater, das „Spielen“ die große Leidenschaft in dieser segneten Gegend ist. Von Rosenheim nach Kufstein, von Holzkirchen zum Achensee, ja bis tief gegen Innsbruck hinein, freuen sich die Leute, am Sonntag auf der Bühne bewußt und frei zu scheinen, was sie sonst die Woche im Leben gebunden und gezwungen sind.

Diese bäuerlichen Spiele verführen den Künstler, den Kenner leicht. Es ist plausibel, von ihnen zu hoffen, was den anderen auf der Bühne fehlt. Am Schauspieler stört es, daß er in einem Punkte anders ist als jeder Künstler. Jeder Künstler hat das Amt, sich selber und nur sich zu gestalten, seine Seele mitzutheilen, außen zu scheinen, was er innen ist. Die Mittel wechseln, aber in diesem Ziele treffen sich alle Künste. Einen Maler, einen Dichter, der anderes als ewig nur sich selber darstellen wollte, würden wir nicht gelten lassen. Nur

der Schauspieler ist anders. Er hat das Amt, so will es scheinen, nicht sich, sondern andere zu gestalten, eine fremde Seele auszudrücken, anders zu scheinen, als er ist; er soll aus sich weg, sich nach dem Befehle des Dichters verwandeln, anders werden, jetzt sich näher, jetzt sich ferne, nie er selbst. Wer sich beobachtet, kann sich darüber ein leichtes Ungemach nicht verhehlen; es löst den rechten Glauben nicht gebehren und der Wunsch meldet sich wohl, einmal Schauspieler zu sehen, die nur sich selber spielen und sind, was sie scheinen. In der Zeit der naturalistischen Experimente ist man dem mit Eifer nachgegangen und Antoine hat lange die Grille gekehrt, seine Darsteller aus dem Leben zu nehmen, Handwerker von wirklichen Handwerkern spielen zu lassen, Strolche von wirklichen Strolchen. Aber es zeigte sich, daß diese Strolche, die es waren, es nicht schienen und man lernte, daß das Wirkliche aus dem Leben noch einen Zusatz braucht, um auch auf der Bühne wirklich zu werden. Das kann man auch aus den bäuerlichen Spielen lernen, da die Bauern immer auf der Bühne, wo sie wie im Leben sind, anders als im Leben scheinen, linksch, unbeholfen und geziert.

Wie soll man denn also den Bauer spielen? Als der Naturalismus kam, wurde eine Begierde nach schlichteren, einfacheren, dem Herzen der Natur näheren Menschen laut. Die Literatur lief gern aus dem Zimmer fort, in die Berge, unter das Volk. In Spanien wurde das genero flamenco, Gemälde andalusischer Sitten, in Frankreich das Drama im Argot, bei uns das Bauernstück Mode, als Näherungen an die Wahrheit. Aber wie soll man den Bauer nun spielen? Man sah bald, daß es der städtische Schauspieler nicht kann; es gieng doch über seine Kraft der Verwandlung. Auch die „Münchener“ konnten nicht lange täuschen: über eine gewisse Salontirolierei und touristische Defreggerei brachten sie es nicht hinaus. Und in jedem Dorfe war zu sehen, daß es der Bauer, weil er nicht bühnenhaft war, nicht besser konnte. Wie also, wenn es der Schauspieler nicht kann und auch der Bauer es nicht kann, soll man denn den Bauer spielen? Da hatte der bayrische Hofschauspieler Conrad Dreher die gute Idee, Bauern zu nehmen und Schauspieler aus ihnen zu machen, und der Bauer, welcher Schauspieler wurde, der Schauspieler, welcher Bauer war, konnte gleich, was sich sonst dem Bauer wie dem Schauspieler veragte. Er lehrte den Bauer scheinen, was er ist. Er gab der Natur die Technik, die sie braucht, um Kunst zu werden; er machte sie bewußt. Sehr einfach, wird man sagen, wie denn die besten Einfälle immer die einfachsten sind; aber er hat doch mit seinen „Schliersee'rern“, die den Sommer dort im eigenen Theater spielen, den Winter in der Welt gastieren, ein so vollkommenes Ensemble geschaffen, so rein und so melodisch in der Stimmung aller Kräfte, wie es sonst heute die deutsche Bühne nicht hat.

Sie spielen das alte Repertoire¹⁾ der seligen „Münchener“, das man so oft unter Hofpaur und Neuert sah, Hergottschneider, Progenbauer, Austragsstüberl, Almenrausch, Jägerblut, und neueres von derselben Art dazu, 's Eiserl von Schliersee, der Ausgestoßene, Haberfeldtreiben; und man wird wieder inne, daß es bei guten Schauspielern gar keine schlechten Stücke gibt. So sicher schieben sie mit ihrem redlichen Gefühle das Falsche dieser Texte weg, so herzlich stellen sie aus allen Verkümmungen die Natur her, so innig geben sie Ton und Geberde des Lebens hinein. Man kann nicht bald deutlicher fühlen, was Regie bedeutet, als an diesem Wunder, das Dreher hier mit ein paar Burschen und Dirnen thut.

Er hatte freilich auch Glück. Er hatte das Glück, neben der landesüblichen Begabung drei ungemaine Talente zu finden. Das sind Xaver Terofal, Josef Meth und die Kail.

Xaver Terofal, der früher Metzger war und noch neulich in Magdeburg, als es ein Recensent nicht glauben wollte, sein Messer zog, um den Berleumder gleich mit weißen Würsten zu befehren, ist der Komiker der Truppe. Er steht eher wie ein Liebhaber aus, so schlank, geschmeidig und glatt, mit einer freien und offenen Miene, der hellsten Stimme, geschwunden und doch behutsam zierlichen Gesten; nur aus den winzigen, lästern pfliffigen Augen blinzelt verstoßen der Schelm. Er ist nicht lächerlich, sondern lustig. Man soll nicht über ihn, sondern mit ihm lachen. Er macht keine Spässe, sondern die Welt macht ihm Spass, weil sie so klein ist und so groß thut. Er hat gar keinen Respekt; die Gensdarmen in allen Ehren, aber ein tüchtiger Bod ist ihm lieber. Das Wichtige, was der Herr Pfarrer sagt und der Herr Bürgermeister meint, imponiert ihm wenig und er weiß, daß der liebe Gott, der auf den Bergen wohnt, Gesehiteres zu thun hat als nach den dummen Leuten im Thale zu fragen und sich, wenn's nur im Ganzen stimmt, um's Einzelne nicht scheert; und so wird's wohl am besten sein, hierin dem lieben Gott zu folgen. Wie ein Rädel, das man gern hat, aber es nicht merken läßt, nicht verziehen will, sondern hänselt, behandelt er die Menschen und denkt, daß es wenig bedeutet, was sie thun, und daß sie sich nichts einbilden sollen. Diese spöttisch milde, verfühlich neckende Gesinnung drückt er nun mit einer reinlichen, resoluten Technik aus, die nicht erst viel Geschichten macht. Man mag etwa an die Art von Baumeister in „König und Bauer“ denken, nur jugendlicher, possirlicher und

¹⁾ Vergl. „Schliersee'r Bauerntheater“, eine Sammlung von illustrierten Brotschüren, München, Druck Habibverlag, und Conrad Dreher's Schliersee'r Bauerntheater“ von Julius Schambberger, München, Dr. C. Albert & Cie.